

Zusammenhang Kategorien wie „Ständestaat“ und „Absolutismus“ zu verwenden, die nach seiner Ansicht letztlich einander ausschließende Staatsmodelle repräsentierten. Denn die Denkfiguren, Ordnungsvorstellungen und Normen, um die der Diskurs von Fürst und Ständen kreiste, seien durch die Zeitläufte unverändert geblieben. Verschieben habe sich in einem komplizierten Transformationsprozess die Semantik und Konfiguration dieses „Vokabulars“ sowie sein Stellenwert in der politischen Kommunikation. Davon habe der Landesfürst profitiert, ohne dass die politische Ordnung jedoch auf eine neue Basis gestellt worden sei. Dass der Landesherr durch Ausweisungen und Besitzumschichtungen den Kreis der Teilnehmer des künftigen Diskurses tiefgreifend umgestaltete und durch seine Rekatholisierungsmaßnahmen ganze Themenbereiche daraus ein für allemal ausschloss, erörtert Strohmeyer in diesem Kontext allerdings nicht. Die Verschränkung von „alt“ und „neu“ sieht Strohmeyer mithin als charakteristisch für den Wandel der Herrschaftsordnung zwischen 1550 und 1650 an, den er unter souveräner Beherrschung der Quellen und in engem Dialog mit der Forschung beeindruckend beschreibt, ohne ihn nach dem Verzicht auf die Kategorien „Ständestaat“ und „Absolutismus“ begrifflich neu zu bestimmen.

Würzburg Hans-Wolfgang Bergerhausen

*Fragno, Gigliola: Proibito capire. La chiesa e il volgare nella prima età moderna, Il Mulino, Bologna 2005, 325 S.*

Schon 1997 hat Gigliola Fragnito eine erste ausführliche Untersuchung zum Schicksal der volkssprachlichen Bibelausgaben in Italien zwischen Ende des Mittelalters und dem frühen 17. Jahrhundert veröffentlicht (*La Bibbia al rogo*, Bologna 1997). *Proibito capire* weitet diese Unternehmung in doppelter Hinsicht aus. Zum einen mit Blick auf die verfügbaren Quellen, denn in die vorliegende Studie hat die Autorin erstmals ausführlicher die Bestände des seit 1998 zugänglichen Archivs der Glaubenskongregation einbeziehen können; diese machen denn auch den Großteil des eingesehenen Materials aus. Zum anderen thematisch: Gegenstand der Darstellung ist jetzt die gesamte volkssprachliche Literatur Italiens in (vorrangig der ersten Hälfte) der frühen Neuzeit. Der reißerische Titel ist dabei durchaus Programm. Die Autorin dürfte kaum jenen Historikern zuzurechnen sein, die in den letzten Jahren ein revisionistisches Bild der Inquisition entworfen haben, welches den Einfluss dieser traditionell so gefürchteten Institution auf die

gesellschaftliche Entwicklung Italiens als de facto eher gering veranschlagt hat.

Schon Paolo Sarpi hat – in einer Textpassage, die die Autorin ihrer Einleitung voranstellt – diese Wirkung sehr genau erfasst. Selbst bei hochgelehrten Personen sei es, so Sarpi, in Italien zur Regel geworden, in Religionsachen der Herausforderung kritischen Denkens aus dem Wege zu gehen und sich damit abzufinden, alles zu glauben, was die katholische Kirche zu glauben vorgebe. Dabei dürfte schon Sarpi kaum gezögert haben, wie auch Fragnito nicht, diese Einstellung weitgehend auf die repressive Tätigkeit der Inquisition zurückzuführen, auf eine Zensur, die sich nicht damit zufrieden gab, von der Lektüre einzelner, dem katholischen Glauben unmittelbar widersprechender, „häretischer“ Werke abzuhalten, sondern weitaus radikaler darauf zielte, alles zu bekämpfen, was die einfachen Gläubigen auch nur auf den Gedanken bringen konnte, allhergebrachte Traditionen in Frage zu stellen bzw. sich schlicht dem eigenen Denken anzuvertrauen. Dies war natürlich auch der Grund des Verbots volkssprachlicher Bibeln, zumal die Inquisitoren ziemlich eindeutig der Vorstellung anhängen, dass die freie, aber auf diese Weise „fehlgeleitete“ Lektüre der Heiligen Schrift entscheidend zu Entstehung wie Ausbreitung der Reformation beigetragen hatte. Aus der hier privilegierten Perspektive war die Bibel indes nur Teil eines weiter gefassten Ganzen: Zum Gegenstand der Repression wurde die gesamte anspruchsvollere Literatur in italienischer Sprache. Gewiss traf das Verdikt auch „volkstümlichere“ Werke, solche nämlich, die – häufig (spät)mittelalterlichen Ursprungs und zu jener Zeit Ausdruck der sich verringenden Kluft zwischen Laien und religiöser Schriftkultur – Inquisition oder Indexkongregation jetzt entweder als Heiliges und Profanes allzu sehr vermengend oder aber als abergläubisch verurteilten. Doch ist es charakteristisch für die von Fragnito postulierte Entwicklung, dass gerade mit Blick auf letztgenannte Werke die getroffenen Zensurmaßnahmen weniger konsequent durchgehalten wurden. Was die Grundthese des Buches ironisch verschärft: Entscheidend war es, den „semplici“ den Zugang zu den Arkana des höheren (theologischen) Wissens zu verwehren; „abergläubische“ Traditionen hingegen wurden, wenn es darauf ankam, d. i. zumindest sofern sich Widerstand in der Bevölkerung regte, toleriert. Während vor allem in den protestantischen Ländern Nordwesteuropas die allen anempfohlene Bibellektüre und eine auf dieser basierende, in der Innerlichkeit verankerte Religiosität den Weg in die Moderne wiesen – „la via dell'interiorizzazione e dell'intellettualizzazione della fede“, wie Frag-

nito das nennt (p. 24) -, verblieb der großen Mehrheit der Italiener über Jahrhunderte nichts als eine sich gewiss an der barocken „spettacolarizzazione dei riti e delle devozioni“ (ebd.) ergötzende, nichtsdestotrotz aber sich aus ritualisierten Praktiken und unverstandenen lateinischen Formeln zusammensetzende Alltagsreligiosität.

Die einzelnen Abschnitte des Buches unternehmen es, die unterschiedlichen Aspekte des Themas differenziert zu untersuchen. Dabei wendet sich die Autorin zunächst den normgebenden Vorgängen innerhalb der Kurie zu. Das erste Kapitel analysiert die Hintergründe der drei publizierten römischen Indizes des 16. Jahrhunderts. Dabei wird klar, dass das Programm des „proibito capire“ im 16. Jahrhundert keineswegs auf ungeteilte Zustimmung bei allen Kirchenoberen gestoßen ist, die Durchsetzung der unterschiedlichen Haltungen von den wechselnden Machtverhältnissen innerhalb von Kirche und Kurie abhing. Vor allem unter den Bischöfen, die mit dem Index des Konzils von Trient (1564) zeitweilig ein eher gemäßigtes Zensurinstrument ja auch durchzusetzen verstanden, fanden sich Gegner. Die „Hardliner“ hingegen stellten Fragnito zufolge von Beginn an die Kardinäle des heiligen Offiz, auf die bereits der rigoristische Index Pauls IV. (1558) zurückging, während sie den Konzilsindex seit dem Amtsantritt Pius V. durch eine Unzahl strengerer Einzel-erlasse mehr oder weniger systematisch zu unterwandern suchten. Der Index Clemens VIII., Werk der 1572 geschaffenen Indexkongregation, wird gern als eine Art von Kompromiss zwischen Gemäßigten und Falken dargestellt, machte letzteren aber genügend viele Zugeständnisse, um die bekannte Repressionsmoral ins Werk zu setzen.

In den geschilderten Auseinandersetzungen spielte, wie das zweite Kapitel zeigt, die Frage der volkssprachlichen Literatur vorzüglich religiösen Inhalts von Beginn an eine entscheidende Rolle. In den Mittelpunkt der Debatte rückte dabei seit den 1570er Jahren die Ausweitung des Lektüverbots der volkssprachlichen Bibel auf all jene Textarten, in denen die Heilige Schrift zwar nicht als Ganze, wohl aber in Teilen übersetzt (Episteln, Psalmsammlungen) oder auch nur mehr oder weniger originalgetreu, wenn auch selektiv nacherzählt wurde (dem liturgischen Jahr angepasste „Kompendien“ der Bibel; „Summarien“ oder Chroniken derselben, wie etwa die mittelalterlichen *Fioretti* oder die für Altes wie Neues Testament existierenden *Figure della Bibbia*, etc.). Betroffen waren auch Passionserzählungen und Viten Jesu sowie die höchst populären *Ufficiali della Madonna*. Hinzu kamen schließlich zahllose Editionen

volkssprachlicher Gebete. Gewiss erfolgten viele dieser Verbote auch im Namen der Bekämpfung des Aberglaubens. Doch gingen die Zensoren nicht weniger entschieden gegen in Reimform gefasste Adaptationen der Bibel vor, wobei hier ein deutliches Misstrauen gegen die über den Sinn der Heiligen Schrift sich nur allzu leicht im Namen poetischer Freiheit hinwegsetzende Dichtkunst zum Tragen kam. Gemeinsamer Nenner der Zensurmaßnahmen blieb daher das Misstrauen gegenüber der Volkssprache, dem das Argument zugrunde lag, Übertragung oder Adaptation zerstörte die Reinheit des Originals und öffneten Fehlinterpretationen Tür und Tor.

Besteht an der Rigidität der getroffenen Maßnahmen kein Zweifel, so ließ deren Kohärenz vielfach zu wünschen übrig. Jedes Verbot zog daher unweigerlich eine Flut von Eingaben nach sich, die um Aufklärung der hervorgerufenen Verständnisprobleme baten. Kein Zweifel besteht allerdings daran, welche Literaturgattungen grundsätzlich ins Visier der Zensoren gerieten, Gattungen, die Kapitel 3 als solche der eingehenderen Analyse unterzieht. Neben den Bibelübersetzungen selber zielten die Verbote zunächst auf eine ganze Phalanx traditioneller, Teile der Heiligen Schrift ins Italienische übertragende Devotionsliteratur, daneben aber auch auf die in der Volkssprache verfasste Kontroverstheologie, da diese zur Verteidigung der rechtgläubigen ja notgedrungen auch die „unorthodoxen“ Positionen zu schildern hatte, die den „semplici“ besser vorenthalten blieben. Darüber hinaus gerieten unzählige Werke der italienischen Literatur in die Mühlen der Zensur – abgesehen von allen „frivolen“ Klassikern der Renaissance (von Boccaccio bis Pietro Aretino) insbesondere die bereits erwähnten, gereimten aber auch in Prosa daherkommenden Bibeladaptationen sowie die Werke der höfischen Literatur, die Welt der Ritterromane mit ihrer allzu sorglosen Lobpreisung weltlicher Liebe und ihrem Aufwand an reichlich heidnischen Formen des Wunderbaren.

Gerade mit Blick auf die Welt der Literaten war die Zensur durchaus erfolgreich, wobei sie von letzteren keinesfalls leicht akzeptiert wurde. Die Selbstzensur wurde zur Regel (wie etwa ein Blick auf den zuvor in der Dichtung so häufig gebrauchten, nun aber nicht mehr statthaften und wie zufällig denn auch immer weniger auftauchenden Begriff der „fortuna“ zeigt), und am Beispiel des Fragnito zufolge etwas vorschnell zu einem typischen Vertreter der Gegenreformation ausgerufenen Dichters Ansaldo Cebà macht die Autorin eindrucksvoll deutlich, wie sehr es erst eines nicht ohne Druck seitens der Indexkongregation in Gang gesetzten „Lern-

prozesses“ bedurfte, um den Mann einsehen zu lassen, dass die Änderungen gegenüber dem Text der Bibel, die er in seinem Werk *La Reina Esther* vorgenommen hatte, in keiner Weise als legitimes Verfahren der Poesie zu rechtfertigen war „la quale“, wie Cebà meinte, „perderebbe il suo nome, se non favoleggiasse su l'istoria“ (p. 172). Von einer „naturale propensione dei letterati italiani a lasciarsi asservire al progetto di clericalizzazione della cultura“ (p. 177) kann angesichts dieser Vorgänge nicht die Rede sein, und zu einem sehr ähnlichen Ergebnis kommt Fragnito in Kapitel 4 für den Großteil der italienischen Bevölkerung. Die in Rom eingegangenen Schreiben bezeugen einen höchst widerwillig akzeptierten Anpassungsprozess an die ergangenen Verbote, wobei vor allem die Unterdrückung der Bibeltexte und deren Adaptationen in der Volkssprache, mit der die Unmöglichkeit Hand in Hand ging, nachzuziehen, was in der Messe gesprochen wurde, von der „einfachen“, des Lateinischen unkundigen Bevölkerung wie ein Alptraum erlebt wurde. Dies zumindest ab 1596, denn zuvor, so argumentiert die Autorin, waren die ausgesprochenen Verbote kaum umgesetzt worden. Jetzt aber gingen die Inquisitoren ungleich entschlossener zur Sache, riefen damit aber auch Protest hervor, was die Kongregationen in Rom schon bald zum Einlenken zwang. Kompromisslos blieb die Haltung zwar gegenüber allen volkssprachlichen Editionen des reinen Bibeltextes. In der „bibelnahen“ Literatur wurden aber Zugeständnisse gemacht: gegen kurze Auszüge der Bibel war nichts mehr einzuwenden, und auch die dem liturgischen Jahr angepassten „Kompendien“ der Bibel wurden in von „verlässlichen“ Autoren kommentierten Editionen erneut erlaubt. Auf ganzer Linie brachen die Inquisitoren im Bereich der volkssprachlichen Gebete ein. Nur allzu schnell wurde deutlich, dass nicht nur das „einfache Volk“, sondern auch ein Gutteil des Klerus nicht bereit war, die vor Ort verankerten Traditionen aufzugeben. Vielfach wurde für den „privaten“ Gebrauch für duldbar erklärt, was in öffentlicher Form weiterhin verboten blieb. Vor allem aber kapitulierten die Kardinäle vor der Masse an einschlägigen Flugschriften, deren effiziente Kontrolle die römischen Kongregationen vor unüberwindliche „technische“ Probleme gestellt hätte.

Es ergibt sich auf diese Weise das bekannte Bild einer Bevölkerung, der spätestens mit dem Index von 1596 die Lektüre potentiell „emanzipatorischer“ Stoffe systematisch entzogen, oder bestenfalls mit entsprechenden „Verständnishilfen“ versehen bzw. in expurgierter Form zugänglich gemacht wurde. Das letzte Kapitel vertieft dieses Portrait mit Blick auf die

am stärksten betroffenen Leserkreise. Die „semplici“, um die es dabei zunächst geht, stammten keineswegs nur aus dem „einfachen Volk“, auch wenn dessen heute wohl berühmtester Vertreter, Carlo Ginzburgs Müller Menocchio, bestens in Fragnitos Thesen passt, bezeichnete er doch den Primat des Lateinischen glattweg als Verrat an der großen Masse der Bevölkerung, die der Sprache der Gebildeten nicht kundig war. De facto fanden sich die Betroffenen jedoch in allen Schichten der Bevölkerung, und auch wenn Angehörige der sozialen Eliten noch die besten Chancen hatten, für problematische volkssprachliche Lektüren eine Leseerlaubnis zu erhalten, so sind selbst für höchste Kreise Beispiele vorhanden, in denen letztere verweigert wurde. Besonders empfindlich getroffen wurden von den Verboten die Frauen, und hier vor allem die Mitglieder der weiblichen Orden, deren Kontakt mit dem gedruckten Wort erhebliche Einbussen verzeichnen musste. Weiter dringt Fragnito freilich nicht in die Soziologie der Leser und ihrer Lektüren ein, stattdessen diskutieren die letzten Abschnitte noch einmal längerfristige Folgen der Verbote, unter denen auch die verzögerte Entwicklung einer italienischen Hochsprache und der im 19. Jahrhundert zu Tage tretende Alphabetisierungsrückstand im Vergleich zu den nordwesteuropäischen Standards rangieren. Die Autorin ist intelligent genug, solche Thesen nur als Möglichkeit anzudeuten und dabei die Bedeutung anderer Faktoren nicht auszublenden. Keinen Zweifel aber lässt Fragnito daran, dass die mit dem Index von 1596 virulent werdende Zensorenmentalität eine Entwicklung definitiv umkehrte, die im Spätmittelalter und bis ins frühe 16. Jahrhundert hinein auch und gerade in Italien zu einer bemerkenswerten Emanzipation der Laien in religiösen Dingen geführt hatte, beginnend mit einer lebhaften Verbreitung der Bibel in der Volkssprache. Nicht zufällig richteten sich so auch die meisten seit 1558 erlassenen Verbote volkssprachlicher Literatur gegen Werke, die eben jenen Zeiten der Laienemanzipation entstammten.

So viele gewichtige Themen das Buch angeht, so anregend die vorgetragenen Thesen sind, so gelehrt sie begründet werden – Fragnito ist eine vorzügliche Kennerin ihres Arbeitsfeldes, und die geleistete Forschung wird in einem üppigen Anmerkungsapparat ausgebreitet –, so viele Probleme wirft die Studie auf. Fragnito, so darf man zunächst festhalten, gibt sich nicht allzu viel Mühe, den Leser systematisch in die von ihr behandelten Sachverhalte einzuführen. Im ersten Kapitel etwa kommen gewichtige Grundlagen, wie die zehn im Konzilsindex enthaltenen Zensurverfahrensregeln, nie gesondert zur Darstellung,

sondern werden stillschweigend vorausgesetzt. Man hat es hier wohl mit den Fallen zu tun, die ein zweites Buches zum gleichen Thema stellt – Autor wie Leser. Problematisch sind aber vor allem die Thesen der Studie, bzw. die Art und Weise, wie diese dargestellt und begründet werden. Fragnito liebt apodiktische Aussagen und hat dabei einen gewissen Hang zum Manichäischen. Geschichte ist die von klar auszumachenden Akteuren, die für ihre Taten verantwortlich zeichnen, geschichtliche Entwicklung ein Ergebnis von Machtkämpfen. Dort, wo die „Hardliner“ sich durchsetzen, ist letztere aufgezwungen, wo dies nicht gelingt, ist Widerstand am Werk. Nach den Auseinandersetzungen um den Index von 1596 kommen diese Prozesse allerdings urplötzlich zum Stillstand. Erreicht ist eine Art von „point of no return“, im Rahmen der gefundenen Kompromisse kann das Programm des „proibito capire“ ab nun offenbar ungestört die bekannt Langzeitwirkung entfalten. Aber lässt sich diese tatsächlich auf ein paar, wenn auch noch so rigide Maßregelungen zurückführen? Den Nachweis dafür bleibt die Autorin bis zu einem gewissen Grad schuldig. Zwar zeigt sie überzeugend auf, wie vehement die Inquisitoren ab 1596 zur Sache gingen, wie sehr sich die Bücherverbrennungen häuften – ebenso wie die konsternierten Reaktionen der Bevölkerung. Das angeführte Material reicht jedoch kaum über die 1620er Jahre hinaus; der gesamte Zeitraum eines „langen“ 17. Jahrhunderts, das de facto bis zur Mitte des 18. reicht, wird so gut wie nicht angerührt. Als erste Zeugen der gesellschaftlichen Verhältnisse nach der „Schwellenzeit“ um 1600 werden die eine wie in Dauerschlaf versetzte „Welt von gestern“ vorfindenden Aufklärer heranbeimht. Nun sind sich allerdings die meisten einschlägig tätigen Historiker einig, dass der Repressionsdruck der römischen Inquisition im 17. Jahrhundert schon bald nachgelassen hat. Sollten hier nicht erneut Freiräume entstanden sein? Dies genauer zu erforschen, würde gewiss ein weiteres Buch erfordern. Aber selbst wenn die Antwort negativ ausfallen sollte, dürfte klar sein, dass der entsprechende Erfolg nicht allein den (sich ja abschwächenden) Unterdrückungsmaßnahmen zu verdanken gewesen sein kann. Ein solcher „Erfolg“ ist nur denkbar, wenn die Gesellschaft als Ganze (oder jedenfalls in weiten Teilen) in irgendeiner Weise „mitzog“, wenn insbesondere die Eliten einschließlich der Intellektuellen, Künstler und Literaten in dem sich etablierenden System einen Platz fanden, mit dem sie sich anfreunden konnten (was „Anpassungsschwierigkeiten“ bei manchen natürlich nicht ausschließt...). Fragnitos Vorstellung von einer Gesellschaft, die geprägt ist durch einige klar

auszumachende, ideologisch radikalisierte Unterdrücker, während der Rest der Bevölkerung alles nur erleidet, erscheint hier wenig befriedigend. Zugleich kommt damit das eigentliche Manko des Buches zum Vorschein. Es analysiert überzeugend die Haltung der Protagonisten von Inquisition und Indexkongregation, bleibt aber im wesentlichen auf eben diese „Zentralperspektive“ fixiert. Der Weg in die Praxis „vor Ort“ wird nur selten eingeschlagen. Dies zeigt sich auch darin, dass Fragnito zwar immer wieder hervorhebt wie wichtig die später verbotene Literatur für die von ihr Gebrauch machende Bevölkerung gewesen ist, aber so gut wie nie den Versuch unternimmt, an zumindest einigen Beispielen diese gewiss nicht immer gleiche Rezeption genauer vorzustellen. Dies gilt natürlich erst recht für die als abergläubisch eingeschätzte, aber letztlich der Bevölkerung belassene Literatur, wobei man hier den Eindruck gewinnt, dass Fragnito den Widerwillen der Inquisitoren diesen Stoffen gegenüber durchaus teilt. So aber bleibt die Studie in diesen Belangen blass.

Lyon

Albrecht Burkardt

*Vogel, Christine: Der Untergang der Gesellschaft Jesu als europäisches Medienereignis (1758–1773). Publizistische Debatten im Spannungsfeld von Aufklärung und Gegenklärung (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abt. für Universalgeschichte 127), Mainz, Zabern 2006, 433 S. Geb., ISBN-10: 3-8053-3497-5.*

Die Verfasserin dieses auf eine Gießener geschichtswissenschaftliche Dissertation (bei Rolf Reichardt) zurückgehenden Werkes fragt nach der publizistischen Resonanz der Aufhebung des Jesuitenordens 1773. Sie unterscheidet drei Gattungen: Presse, Bildpublizistik und „Streitschriften“ und konstatiert Defizite der Forschung vor allem bei den projesuitischen Widerlegungen antijesuitischer Veröffentlichungen und bei der Bildpublizistik (für die sie eindrucksvolle Beispiele mit Abbildungen bringt), aber auch bei der Presse im Sinne von Zeitschriftenveröffentlichungen, von denen sie vor allem die zwischen 1728 und 1803 in einer Auflage von 2.000 bis 6.000 Exemplaren wöchentlich erscheinende jansenistische Untergrundzeitschrift „Nouvelles ecclésiastiques ou Mémoires pour servir à l'histoire de la Constitution Unigenitus“ auswertet. Sie unterscheidet drei Phasen der Publizistik um den Jesuitenorden im 18. Jahrhundert, von der erste Phase mit der Diskussion der portugiesischen Jesuitenaffaire während der Jahre 1758 und 1761 zusammenfällt. In der zweiten Phase während der Jahre 1761 bis 1764 verlagerte